

Tradition und Verrat

Papst Franziskus meinte kürzlich in einem Interview, die Vaterunser-Bitte „Und führe uns nicht in Versuchung“ sei nicht gut übersetzt. Die Debatte, die er damit auslöste, berührt grundsätzliche theologische und hermeneutische Fragen. **VON BENJAMIN LEVEN**

„Ich weiß, dass ich Prüfungen brauche, damit mein Wesen rein wird. Wenn du diese Prüfungen über mich verfügst, wenn du – wie bei Ijob – dem Bösen ein Stück freien Raum gibst, dann denke, bitte, an das begrenzte Maß meiner Kraft. Trau mir nicht zu viel zu. Zieh die Grenzen, in denen ich versucht werden darf, nicht zu weit und sei mit deiner schützenden Hand in der Nähe, wenn es zu viel für mich wird.“

Benedikt XVI.

Gewisse lateinische Grundbegriffe haben eine abgründige Doppeldeutigkeit. „Altus“ heißt sowohl „hoch“, als auch „tief“. „Sacer“ bedeutet sowohl „heilig“, als auch „verflucht“. Gleiches gilt für das Verb „tradere“. Der Ausdruck bezeichnet einerseits das Anvertrauen, Überliefern und Tradieren, zugleich aber auch die Auslieferung und den Verrat. Wer etwas weitergibt, kann es zu seinem Schutz und Erhalt weitergeben – oder zu seinem Schaden.

Zu der Weitergabe dessen, was man selbst empfangen hat, gehört im Christentum durch die Jahrhunderte auch das riskante Geschäft der Übersetzung. Im Italienischen gibt es das Wortspiel „traduttore, traditore“: Der „Übersetzer“ ist gleichzeitig ein „Verräter“. Tradition und Übersetzung – beides birgt das Potenzial, Verrat zu begehen, weil bei der Übertragung etwas Wesentliches verfehlt wird. Die Tradition ist für das Christentum deshalb so bedeutsam, weil es seinen Ursprung in der konkreten historischen Person Jesus Christus hat. Das „Testament“, das er hinterlassen hat, geben die Christen seit 2000 Jahren von Generation zu Generation weiter.

Dazu gehören eminent die Worte, die Jesus Christus gesprochen hat. Von ihnen erzählen die Evangelien und die übrigen Texte des Neuen Testaments. Nun sind die biblischen Bücher bereits Dokumente dieser Weitergabe, sie sind selbst schon Tradition. Die Evangelisten Lukas und Matthäus berichten über ein Gebet, das Jesus seine Jünger gelehrt hat: das Vaterunser. Lukas und Matthäus geben das Gebet unterschiedlich wieder. Die heute gebrauchte Fassung ist die von Matthäus. Bei Lukas ist das Vaterunser etwas kürzer, und es steht in einem anderen Zusammenhang. Beide Evangelisten nennen aber identisch die Bitte „und führe uns nicht in Versuchung“ als Teil des Gebets.

Papst Franziskus legt seine Worte bekanntlich nicht immer auf die Goldwaage. In einer Fernsehreihe des italienischen Senders „TV 2000“, der der italienischen Bischofskonferenz gehört, sprach er mit dem Priester und Journalisten Marco Pozza über das Vaterunser. In der Folge, die am 6. Dezember 2017 ausgestrahlt wurde,

sagte Pozza: „Ich kann nicht glauben, dass Gott mich versucht.“ Ihm gefalle stattdessen die Erklärung, es sei Satan, der einen versuche. „Gott hilft mir, nicht in das Komplott der Versuchung zu fallen.“ Darauf antwortete der Papst: „Dies ist keine gute Übersetzung. Auch die Franzosen haben diesen Text verändert, mit einer Übersetzung: Lass mich nicht in Versuchung fallen.“

Tatsächlich wurde bereits im Jahr 2012, noch unter Papst Benedikt XVI., eine „Bible Liturgique“ veröffentlicht, also eine Bibelübersetzung, die speziell für den Gebrauch in der Liturgie erarbeitet wurde. Zahlreiche französischsprachige Bischofskonferenzen haben sie approbiert, und auch von der römischen Gottesdienstkongregation kam damals grünes Licht. Darin heißt es an der betreffenden Stelle nicht mehr, wie bis dato, „et ne nous soumet pas à la tentation“ („und unterwerfe uns nicht der Versuchung“), sondern „et ne nous laisse pas entrer en tentation“ („und lass uns nicht in Versuchung geraten“). Ab dem ersten Adventssonntag 2017 sollen französische Katholiken diese Formulierung im Gottesdienst verwenden.

Franziskus scheint diese Variante zu bevorzugen – auch wenn er sie selbst nicht ganz korrekt zitierte – und löste damit hierzulande eine Diskussion aus, die es bis in die „Bild“-Zeitung schaffte: „Papst will Vaterunser ändern. Müssen wir lernen, neu zu beten?“, lautete die Schlagzeile.

Gott nicht aus der Verantwortung entlassen

Wahrscheinlich müssen wir das nicht. Denn der Widerspruch war fast einhellig. Das ist überraschend, denn Papst Franziskus ist sehr beliebt, und meist werden seine Äußerungen zumindest wohlwollend aufgenommen.

Der Mainzer Bischof Peter Kohlgraf ließ wissen: „Es führt kein Weg an der Feststellung vorbei, dass die deutsche Übersetzung dem griechischen Urtext im Matthäus- und Lukasevangelium entspricht“. Kohlgraf verwies auch auf biblische Parallelstellen, etwa auf die Passage im Matthäusevangelium, wo es heißt: „Dann wurde Jesus vom Geist in die Wüste geführt; dort sollte er vom Teufel versucht werden“. Der Geist selbst also führte Jesus in die Situation, sich für oder

gegen den Vater entscheiden zu müssen, so Kohlgraf. „Gott ist offenbar nicht nur ‚lieb‘, vieles bleibt in seinem Ratschluss uns Menschen verborgen.“

Dass Gott den Menschen auf die Probe stellen kann, an der man scheitern oder sich bewähren kann, davon erzählt schon das Alte Testament. Adam und Eva essen vom Baum mit den verbotenen Früchten und scheitern. Abraham soll seinen Sohn opfern und bewährt sich in seinem Gottvertrauen. Hiob wird alles genommen, was er hat, und er wendet sich nicht von Gott ab. All das sind abgründige Erzählungen – aber sie sind Teil der Erfahrungen, die die Menschen in den Jahrtausenden mit Gott gemacht haben. Als solche sind sie in die Heilige Schrift eingegangen.

Auch in den ignatianischen Exerzitien, die der Papst sicher kennt, gibt es die Vorstellung, dass Gott den Beter auf die Probe stellt, wie der Jesuit *Klaus Mertes* im „Deutschlandradio“ erklärte. Letztlich gebe es eine „Verantwortung Gottes für den Gesamtverlauf der Geschichte, die ihm niemand nehmen kann“. Darum könne er auch im Gebet für die Nöte, in denen man sich wiederfindet, in die Verantwortung genommen werden. Jesus habe immerhin am Kreuz gebetet: „Gott, warum hast du mich verlassen?“. Gott prüft die Menschen, er gibt ihnen die Möglichkeit, sich zu bewähren. Das ist eine der Deutungen, die die Bibel für die Erfahrung von Leid und anderen Herausforderungen des Lebens gibt.

Die Neuformulierung der Vaterunser-Bitte ist übrigens auch in Frankreich nicht unumstritten. Der Essayist *Pierre-Henri d'Argenson* schrieb im „Figaro“, die ältere Variante erinnere „mit einer gewissen Freimütigkeit dem Schöpfer gegenüber“ daran, dass der Mensch nicht allein die ganze Verantwortung für seine Vergehen übernehmen kann. Die neue Bitte dagegen lasse den Menschen mit seinen Versuchungen allein und entlasse Gott sozusagen aus seiner Verantwortung.

Die Sicht von Franziskus und seinem Fernsehgesprächspartner lautet: Nicht Gott führt in Versuchung, der Satan ist es. „Ein Vater tut das nicht. Ein Vater hilft mir, sofort wieder aufzustehen. Wer in Versuchung führt, ist Satan. Das ist das Werk des Satans.“ Leicht

spöttisch kommentierte der Herausgeber der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ *Jürgen Kaube*: „Wenn in der Lesart von Papst Franziskus nur der Satan in Versuchung führt, bleibt doch die ewige Kinderfrage unbeantwortet, wieso Gott dessen Handeln zulässt und ob es zuzulassen nicht dasselbe ist wie in Versuchung führen.“

Doch, der Vater tut so etwas

Die Vaterunser-Bitte zeugt von der im Glauben und im Gebet gemachten Erfahrung, dass der Vater so etwas sehr wohl tut. Die Erfurter Dogmatikerin *Julia Knop* interpretiert den Sinn der Bitte so: „Gott, unterwirf uns keiner Erprobung, stell unser ohnehin so brüchiges Vertrauen in dich nicht weiter auf die Probe – wer weiß, ob wir eine solche bestehen“. Jesus selbst betet im Garten Getsemani: „Mein Vater, wenn es möglich ist, gehe dieser Kelch an mir vorüber. Aber nicht wie ich will, sondern wie du willst.“

Nun stellt sich natürlich die Frage, warum der Papst mit einer solchen Gewissheit sagen kann: „Dies ist keine gute Übersetzung.“ Immerhin lautet die lateinische Fassung in der Vulgata, die in der katholischen Kirche eine gewisse Verbindlichkeit beansprucht, schon seit dem Heiligen *Hieronymus*: „et ne inducas in tentationem“. Wahrscheinlich ist dem argentinischen Papst der spanische Wortlaut des Gebets am vertrautesten. Und dort heißt es seit jeher: „y no nos dejes caer en la tentación“ („und lass uns nicht in Versuchung fallen“). Auch in Frankreich betete man übrigens bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts: „et ne nous laissez pas succomber à la tentation“ („und lassen Sie uns nicht der Versuchung erliegen“). Dass die Versuchungen und Proben des Lebens wie überhaupt das Böse, etwas ist, das Gott eher zulässt, als dass er es dem Menschen aktiv auferlegt, ist natürlich kein abwegiger und kein neuer Gedanke. Er hat ganz offensichtlich auch schon in früheren Zeiten dazu geführt, dass man die entsprechende Passage des Vaterunsers anders übersetzt hat.

Ist das ein Verrat am Evangelium? Das Christentum ist nur in Übersetzun-

gen zu haben. Jesus selbst hat seinen Jüngern das Gebet wahrscheinlich auf Aramäisch vorgebetet. Die Bibel überliefert es auf Griechisch. Für die Kirche des Westens wird das Latein zur Leit-sprache. Doch sobald eine Kultur mit dem Evangelium in Berührung kommt, taucht das Vaterunser als Grundgebet der Christen in der jeweiligen Sprache auf – und damit all die Fragen, die sich mit ihm verbinden: Was ist Gottes Wille, der geschehen soll? Worin besteht sein Reich, das kommen soll? Was ist mit dem Brot gemeint, um das Gott gebeten wird? Keine Übersetzung kann diese Fragen beantworten, keine Übersetzung erspart die Interpretation des Gesagten.

Natürlich ist jede Übersetzung selbst eine Interpretation. Aber den Anspruch, nicht zum Verräter des Textes zu werden, sollte kein Übersetzer je aufgeben – gerade wenn es um die Texte geht, von denen die Christen glauben, dass sie das „Wort Gottes“ sind.

Gefährlich wird es, wenn jemand behauptet, man habe seit 2000 Jahren etwas grundsätzlich missverstanden, wisse jetzt

aber ganz genau, was wirklich gemeint ist. Der Publizist *Franz Alt* raunte etwa in der „Bild am Sonntag“, dass „die Hälfte der Jesusworte, so wie sie in unseren Bibeln stehen, falsch übersetzt oder gar bewusste Fälschungen sind“. Die Generationen vor uns waren keine religiösen Idioten. Gefährlich wird es auch, wenn Theologen von „Überlieferung durch Verrat“ und „Verrat durch Überlieferung“ sprechen. Solche Sophistereien, mit denen sich letztlich jede Umdeutung rechtfertigen lässt, meinte Benedikt XVI. vielleicht auch, als er in seiner berühmt-berüchtigten Weihnachtsansprache von 2005 vor einer „Hermeneutik der Diskontinuität“ warnte. Deswegen sollte man vorsichtig sein. Die Lesart der Vaterunser-Bitte von Papst Franziskus ist sicher nicht sinnenstellend. Das ist aber kein Grund, sich von der seit *Martin Luther* üblichen deutschen Formulierung, die treu den griechischen Urtext wiedergibt, zu verabschieden. ■

Gott prüft die Menschen, er gibt ihnen die Möglichkeit, sich zu bewähren.